

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

123.

Sonnabend, am 12. October 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

E r m a n n u n g.

(S c h l u ß.)

Wer reißt den Schleier dieser Welt entzwei?  
Ausstoßen möcht' ich der Verzweiflung Schrei,  
Wenn Menschenwerk wie Schattenspiel verschwindet.  
Der Geist strebt auf zur Freiheit und zum Licht,  
Zur Scholle zieht ein eisernes Gewicht,  
Wo vor den Räthseln unser Aug' erblindet.

Mit einer Hand bedecke ich mein Herz;  
Doch welch ein Heer von Sorgen, Noth und Schmerz  
Kann sich auf diesem Kampfplatz blutig schlagen!  
Mein Leben war so ernst, doch Keiner fragt,  
Ob auch ein Wurm das kranke Herz zernagt,  
Ob ich auch weiß von Kampf und schwarzen Tagen.

Und schien mein Auge ruhig wie ein See,  
Da dachte Keiner an mein bitteres Weh,

Das in des Herzens Tiefe war verschlossen.  
Wie oft ich einsam ging, bis spät gewacht,  
Das weiß der Wald, die Flur, die stille Nacht,  
Sie sahn allein die Thränen, die geflossen.

Im Wettersturm verlor ich nicht den Muth,  
Ich setzte an den Kampf mein warmes Blut  
Und hüllte in Stahl und Eisen meine Glieder.  
Ich war im Unglück selbst nicht trostesarm,  
In meinem Busen blieb es frisch und warm,  
Gott gab mir Manna, denn er gab mir Lieder.

Schwing, Seele, dich empor voll Harmonie,  
Daß mir auch blüht der Baum der Poesie  
Und Frühlingssonne scheint so warm im Herzen.  
Mag zehren auch ein Feuer im Gehirn  
Und von den Gluthen brennen meine Stirn,  
Ich bin noch reich, kann ausschrein meine Schmerzen.

Vielleicht muß ich bestehen noch manche Schlacht;  
Es sei! Ich fürchte nicht der Feinde Macht,

Denn Kampf ist ja das Lösungswort auf Erden.  
Nach seinem Ziele ringe fort der Geist,  
Und wenn der Schmerz auch oft die Brust zerreißt,  
Es wird und muß doch einmal besser werden!

Bau'n will ich an dem Dom der künftigen Zeit  
Und stürzen gern in die Vergessenheit,  
Wenn nur das große Menschenwerk gellinget.  
Erfären will ich mir des Römers Sinn:  
Ich geb' mit Freuden selbst mein Leben hin,  
Wenn es der Zukunft Heil und Segen bringet."

Der Jüngling sprach's, und ruhig ward sein Blick,  
Versöhnung fand er in dem Weltgeschick,  
Die Sterne lachten freundlich zu ihm nieder.  
Der Schlaf schloß seine müden Augen zu,  
Es war so sanft und süß des Schlummers Ruh,  
Denn ihn umschwebten Träume froher Lieder.

Karl Saltaus.

### Ein Ereigniß auf dem Ohio.

Fragment eines Tagebuchs.

Schöner Ohio! Die französischen Kolonisten hatten recht, ihn la belle rivière zu nennen, wie er hingeleitet in seinem reinen, breiten Strome durch Landschaften voll eigenthümlichen Reiz. Waldgekrönte Höhen steigen schroff vom Wasser-  
rande oder einzelne Baumgruppen halten Wache zu beiden Seiten eines klaren Flusses, der schweigend dem mächtigen Strome den Tribut zahlt; oder fruchtbare Abhänge, von fleißiger Menschenhand bebaut; oder ein lustiges Dorf zieht sich ans Ufer herab bis hinein ins Wasser. Recker Uebermuth. Zürnt der Ohio, so schwellt er seine Fluthen und reißt es schnell wieder an sich, das entriessene Gebiet.

Er zürnte nicht, als Cornelius Worthington, aus Neu-England kommend, in Pittsburg das letzte Mal von der rumpelnden Landkutsche sprang und einen an der Thüre des Wirthshauses müßig

lehrenden schwarzen Kellner mittelst eines Silberstücks bewog, ihm seinen Reisekoffer in möglich größter Eile nach dem Fluß zu tragen, wo ein schwer beladenes, schnaubendes Dampfschiff den Entschluß unverzüglicher Abfahrt kund gab. Er selbst folgte mit langen Schritten, obgleich eine heiße Sommersonne auf seinen breitkrämpigen Strohhut brannte und er in der einen Hand ein gewichtiges Felleisen, in der andern einen Nachtsack und auf der Schulter Mantel und Regenschirm hatte. Die Eile des Moments erlaubte ihm nicht, sich nach einem zweiten Träger umzuthun, denn wie anders das auch jetzt sein mag, damals standen dem müden oder ungeduldigen Reisenden keine dienstfertigen Helfer zu Gebote. Auch Dampfschiffe waren damals nicht so zahlreich, wie jetzt, und der Verzug weniger Minuten hätte den jungen Worthington tagelang zu allen Unbequemlichkeiten eines Pittsburgers Hotels oder zu einer langweiligen Fahrt in einem sogenannten Flachboote verurtheilen können. Also brach er sich Bahn durch die Menge, dem Plage zu, wo das Dampfschiff Orampus jedem Mitfahrlustigen hurtiges an Bord Kommen lärmend entgegen puffte.

„Just noch recht,“ begrüßte ihn der Capitain; „nimm das Gepäck, Flagon; und nun fort!“ Einen Augenblick später schaufelte das Schiff seinen Weg den Fluß entlang, und rasch, wie sein Herz es wünschte, schwamm der Neu-Engländer dem Lande der Verheißung zu — dem Lande in Westen. Felsen und Wälder flogen vorüber. Unbekümmert um das Gedränge der Menschen, stand Worthington auf einem der Räderkasten und schaute in und über den Fluß, dessen Name ihn an manche vernommene Mär von westlichen Abentheuern und an sein frühes Sehnen nach Westen erinnerte. Hätte er sich doch fast in ein gewöhnliches Boot gewünscht, unter der Leitung stetiger Schiffer, um ungestört seinen romantischen Schwärmerieen nachzuhängen und einige seiner Tagesträume sich verwirklichen zu können. Da weckte ihn der Schall der Glocke, die zum Abendessen rief. Fort stürmten die Passagiere mit eilenden Schritten und gierigen Augen, gleich als hätten sie das Schiff geentert, raub- und beutesüchtig, nicht wie gemeinsam Reisende, die sich zu friedlichem Mahle versammeln. Worthington über-

raschte das nicht. Er hatte im Norden auf Dampfschiffen und in Wirthshäusern Aehnliches erlebt. Langsam folgte er und trat in die Kajüte, als der Anlauf zur Ruhe gekommen, statt des Schuppens und Stosens um Plätze mit Messern und Gabeln gerasselt, mit Tellern und Gläsern geklirrt wurde. Aber er erstaunte, einen jungen Engländer zu erblicken, den er kannte, von welchem er geglaubt, daß er die Fahrt den Ohio hinab bereits vollendet, und der, ohne selbst Theil an dem Gelärme zu nehmen, mit seinen großen blauen Augen verwundert drein sah. Sie begegneten dem Blicke des Freundes. Die jungen Männer schüttelten sich die Hände, und Worthington, der mit der Familie des Andern in Philadelphia zusammengetroffen und dort gehört, daß sie gleich ihm sich in Westen ansiedeln wollten, fragte schnell, ob Master und Mistress Norton und die jungen Damen an Bord seien? Er erfuhr, daß sie insgesammt schon vor einer Woche auf einem großen Flachboote, einer sogenannten Arche, Pittsburg verlassen und der Sohn zurückgeblieben sei, das schwere Gepäck zu erwarten und nachzubringen. „Und so,“ schloß der Andere seinen Bericht, „sehen Sie in mir den Supercargo eines Duzend Packkisten mit Hausgeräthe, des Piano meiner Schwester und der Bibliothek meines Vaters.“ — „Volle Ladung für eine neue Kolonie,“ bemerkte Worthington, „und geht es mit uns in dem Tempo fort, so ist es möglich, Sie landen das Gepäck in Shawnesstown, ehe Ihre Familie die mühselige Flachbootfahrt zu Ende bringt.“ — „So wenigstens versichert der Capitain,“ erwiderte der junge Norton; „jedenfalls hoffe ich, es bleibt bei Ihrem Entschlusse, an demselben Orte zu landen?“

Worthington bejahte, und das Gespräch spann sich heiter fort, als ein Dritter, der bisher schweigend zugehört, einen Faden einschlug. Er finde, sagte er, daß die Beiden auf dem Wege nach Illinois seien, und da er das ebenfalls, so begreife er nicht, warum drei Menschen, welche dieselbe Straße zögen, nicht freundschaftlich zusammen klauern und sich einen gegenseitigen Blick in ihre Angelegenheiten und Gedanken gestatten sollten. Der so sprach, war ein hochgewachsener Kentuckier, eine athletische Gestalt mit einer etwas hohen Schulter, einem schlecht gemachten,

nicht superfeinen Rocke und Beinkleidern von Landzwillich. Sein Gesicht war sonnverbrannt, sein Haar vernachlässigt, und doch war eine Offenheit und Bonhommie in seinem Gesicht und seinem ganzen Wesen, die unwillkürlich für ihn einnahmen. Wenn er lächelte, was oft geschah, reichte der Mund fast von Ohr zu Ohr. Sein Lächeln sah aber so herzlich aus, daß man darüber den breiten Mund und die von Tabak gefärbten Zähne vergaß, und an dem klaren, muthvollen Ausdrucke des obern Theils seines Gesichtes würde der wählerischste Beobachter keinen Tadel gefunden haben.

Norton war der steifen Zurückhaltung des gesitteten englischen Lebens noch zu wenig entwöhnt, um von dem unceremoniösen Entgegenkommen dieses, wie er ihn später nannte, „sehr familiären Fremden“ nicht unangenehm berührt zu werden. Er mischte sich daher auch eine Zeitlang durchaus nicht in das lebhafteste Gespräch des Kentuckiers und Neu-Engländers, bis nach und nach die Sitte dem Gefühle wich, er dem Beispiele seines Freundes folgte und alle drei während der nächsten Reisetage unbeengt mit einander verkehrten. Die Reise selbst bot nichts, was nicht schon hundertmal beschrieben worden. An der Grenze des Staates Ohio vorüber, ging sie ruhig zwischen Kentucki und Indiana fort, und wie gewöhnlich begaben sich eines Morgens Worthington und Norton nach dem mit amerikanischer Gast abgeräumten Frühstücke auf's Verdeck, wo Letzterer es unerträglich heiß fand. Worthington prophezeigte ein Gewitter und dann Kühlung. „Was meinen Sie, Herr Brownlee,“ rief Norton dem Kentuckier zu, der in einiger Entfernung mit seinem breitkrämpigen Hute sich fächelte; „können wir ein Gewitter hoffen?“ — „Ein Gewitter?“ antwortete der Befragte und überschaute den Himmel, „nein, solches Glück ist uns heute nicht beschieden. Aber das ist gut. Für die Leute auf dem Flachboote dort wär's ein Unglück. Die sind ohnedies übel genug daran. Aus Furcht vor unserm Dampfschiffe sind sie aus dem Fahrwasser gewichen und in einen Wirbel gerathen. Kennen den Fluß nicht und haben, wie's scheint, einen dummköpfigen Steuermann. Gerade wo sie jetzt sind, sollten sie nicht sein, und ich will nicht Jefferson Brownlee heißen, wenn

sie nicht nächstens an die Spitze einer kleinen Insel anschnellen und ihr Boot leck machen.“

Während dieser Aeußerungen hatten die beiden jungen Männer die Arche fixirt, und die gefährliche Lage derselben schien besonders den Engländer zu beunruhigen. Er wechselte die Farbe, murmelte einzelne Worte und erklärte endlich, es sei seines Vaters Boot, er erkenne es unter Anderm an der kleinen englischen Flagge, die sein jüngerer Bruder aufgesteckt. Von dem Verlangen getrieben, den Seinigen zu helfen, eilte er, den Capitain zu sprechen. Er begegnete dem Oberbootsmann. „Ich suche den Capitain,“ redete er ihn an, „doch vielleicht thun Sie mir auch den Gefallen. Das Flachboot dort ist in Gefahr, meine Familie darauf. So lassen Sie das Schiff nur zehn Minuten halten und einen Mann in das Boot steigen, mich hinüber zu rudern.“

„Das Schiff anhalten?“ dehnte der Bootsmann; „das möchten Sie lieber dem Capitain sagen, denk' ich. Möglich, daß er Ihnen das Boot giebt, aber ich denke nicht.“

Da näherte sich der Capitain. Norton wiederholte seine Bitte, Worthington unterstützte sie. Der Capitain lachte. „Das Flachboot dort,“ sagte er, „ist in keiner schlimmern Gefahr als wir, und ich kann und will nicht daran denken, wegen solch dummen Zeugs nur eine Minute zu verlieren. Ist das ein Flachboot, bin ich doch kein Flachkopf.“ Den Witz laut belachend, wendete er sich zum Fortgehen. Brownlee vertrat ihm den Weg. „Hört 'mal, Capitain Rusch,“ rief er, „getraut Ihr Euch zu behaupten, daß das Boot dort in keiner Gefahr? Ich kenne den Fluß hier so gut wie Einer, und Ihr faßt so gut wie ich. Nun sagt 'mal, muß nicht ein Boot, wenn's in der Strömung dort bleibt, auf eine häßliche Schlammbank gerathen und an die Spitze der nächsten kleinen Insel anschnellen? Euer Benehmen ist nicht, was es sein sollte. Es steht Euch schlecht an, den Fluß hinab zu tollern, während die Familie dieses jungen Mannes in sichtlicher Gefahr ist. Alles, was er verlangt —“

„Und Alles, was ich verlange,“ schrie der Capitain, „ist die Kleinigkeit, daß Niemand sich in meine Angelegenheiten mische, die ich ein ganzes Donnerwetter besser verstehe, als Herr Brownlee.

Was berechtigt mich, unter solchem Vorwande das Schiff anzuhalten? Die Eigenthümer —“

„Hört 'mal,“ fiel Brownlee ein, indem er den Capitain am Arme faßte und ihm laut ins Ohr raunte: „dachte denn Capitain Rusch vergangene Nacht an die Eigenthümer, als er halb besoffen beim Kartenspiele saß, der Oberbootsmann ganz besoffen im Bette schnarchte und das Schiff den Matrosen überlassen blieb? Ihr meintet, ich läg' auf dem Rücken, wie andere Leute. Aber ich trinke mich nie um den Verstand und halte zur Noth ein Auge offen, wenn das andere schläft. Ich habe das Kommando übernommen; sonst wären wir Alle in die Luft geflogen. Und ich gedenke, es jetzt wieder zu übernehmen und den Eigenthümern Anzeige zu machen. Verstehst Ihr?“

Nach einigen zwischen dem Capitain und dem Oberbootsmann gewechselten Worten wurde das Schiff angehalten und das Boot fertig gemacht. „Brauchen keinen Mann drin,“ sagte Brownlee, stieg, von Worthington und Norton gefolgt, selbst hinein, und ergriff die Ruder. Im Moment schoß das Boot durch die Strömung der Arche zu. Es war höchste Zeit. Schon hing sie am Rande der Schlammbank. Brownlee erkannte das mit raschem Blicke, so wie daß er der Einzige, der die Gefahr zu bewältigen wußte. Er riß das Steuerruder dem Manne, der es führte, aus der Hand, gebot den Anderen, was zu thun, und rief zwei müßig am Ufer stehenden Männern zu, in ihrem Rachen schnell heranzukommen. Sie kamen. Wenige Worte überzeugten Brownlee, daß sie den Fluß kannten, und ohne Weiteres dingte er sie, weil er das Dampfschiff nicht länger verzögern dürfe, die Arche zu steuern. Auf dem Dampfschiffe drohte inzwischen größere Gefahr. Der Capitain schäumte Wuth gegen den Kentuckier, dem er nicht zu widersprechen gewagt, und, wie er in solchem Falle zu thun pflegte, griff nach der Whisky-Flasche. Je unfähiger, sich selbst zu beherrschen, desto ungestümer wurden seine Befehle. Plötzlich zeigte sich in der Ferne der Rauch eines Dampfschiffes. Es war die Meerjungfer, eins der wenigen Rivalen des Grampus, welches dieser bei Cincinnati überholt. Jetzt vom Rival ausgestochen zu werden, ließ den Capitain jede Vorsicht vergessen. Er

gebot, das Feuer doppelt zu schüren, den Dampf inne zu halten, und brüllte durch das Sprachrohr dem Kentuckier zu, die Rückkehr zu beschleunigen. Dieser sah die Rauchsäule der Meerjungfer, vermischte die Dampfsäule des Grampus, errieth die Absicht des Capitains, verfluchte dessen Unflugheit, warf sich ins Boot und ruderte aus Leibeskräften. Schon brauste die Meerjungfer heran, einem Adler gleich, der sich auf seine Beute stürzt. Der Grampus ließ die Räder los, und Brownlee, inmitten der beiden Dampfschiffe, stand auf und schwenkte den Hut, ihn aufzunehmen. Keins beachtete ihn. Die Meerjungfer rauschte vorüber, der Grampus voran. Dort wie hier lauter Zuruf, wildes Geschrei, lustige Musik, buntes Durcheinander. Die Meerjungfer ging schneller. Das bemerkend, stürzte Capitain Rush zur Sicherheitsklappe, schloß sie und legte ein schweres Gewicht darauf. Zwei Secunden später ein fürchterliches Gefrach, und der Capitain eine verstümmelte Leiche.

Minuten verliefen, ehe die Dampfwolken sich lösten und das Werk der Vernichtung entschleierten. Nur Wenige am Bord des Grampus waren unversehrt geblieben, Viele todt, die Meisten schwer verletzt. Der Jubel auf dem Verdecke der Meerjungfer verstummte, die Räder standen still, zischend fuhr der Dampf empor und legte sich über den Wald, der Capitain aber bleich, mit zitternden Lippen, befahl die Boote auszusetzen und ruderte, er der Erste, dem unglücklichen Schiffe zu. Alles geschah, was zur Hilfe und Rettung geschehen konnte, und die Todten wurden am Ufer begraben. Brownlee vollendete die Fahrt an Bord der Meerjungfer, Norton und Worthington auf der Arche.

W. S.

### Rittertugend.

Nach einer alten Chronik bearbeitet.

Der Unterzeichnete machte in früherer Zeit mehrmals Versuche, geschichtliche Sagen, wie uralte Chroniken sie zuweilen lieferten, so viel mög-

lich in ihrer ganzen, mitunter gar gemüthlichen, Physiognomie wiederzugeben. Mehr oder weniger wurde ihnen eine novellistische Form ertheilt. Auf diese Weise veröffentlichte er bereits im Jahre 1816 unter anderen die Geschichte Berchta's, Mutter Kaiser Karl's des Großen. Ein gleicher Versuch kam vor mehreren Jahren in einer Geschichte zu Stande, welche Thomas Lyxer's, im funfzehnten Jahrhunderte gedruckte, mit bunten Holzschnitten versehene, Chronik enthält, die auf der Dresdener Bibliothek vorhanden ist. Die im Morgenblatte mit dem 17. Juli jetzigen Jahres beginnenden „alten Geschichten“ brachten mir die Sache wieder in Erinnerung. Es sind Historien aus derselben Chronik. Ich dachte damals mehrere davon zu bearbeiten, es ist aber nicht dazu gekommen. Hoffentlich werden die im Morgenblatte abgedruckten Bruchstücke, schon durch die alterthümliche, redselige Weise allein, sich Freunde erwerben. Wenn ich hier nunmehr mit meiner Bearbeitung ebenfalls auftrete, so geschieht es hauptsächlich, um zu zeigen, daß ich, außer kleinen Weglassungen und einiger Motivirung der Umstände, das Alte dem Geschichtsinhalte nach, wie im Stil und Klange, ganz beizubehalten suchte, welches die Vergleichen bald ergeben wird.

Vor langen Jahren gab es einen mächtigen und edeln Grafen von Montfort, zur Mothenfahn, der lebte bei der Stadt Cleron auf einem Schlosse, das auch Montfort genannt wurde, ein frommer und mannhafter Mann. Um der Ehre und Ritterschaft willen zog der in ferne Lande aus. Da kam er an den Hof des großen Königs, des Chans von Kathay, und hielt sich lange Zeit daselbst ritterlich und wohl. Und es ging die Rede, daß die dortige Königin, außer ihrem Herrn und ehelichen Gemahl, noch einem Anderen in Liebe zugethan sei. Das aber verdroß einen Ritter gar sehr, welcher sich erkühnt hatte, der schönen Frau ebenfalls einen Liebesantrag zu machen, damit aber von ihr schmähslich zurückgewiesen worden. Und der Ritter verklagte die Königin bei dem König. Es war aber dazumal an dem dortigen Hofe Sitte, daß jegliche solcher Dinge gezielene Frau einen rittermäßigen Kämpfer für ihre Ehre zu stellen hatte. Das wurde ihr denn auch vom Könige auferlegt. Darüber war die

Königin in großem, schwerem Leid, denn sie wußte Niemanden an ihrem Hofe, der ihrem Ankläger mit Erfolg entgegenzusetzen gewesen wäre. Endlich warf sie doch noch ihr Hoffen auf einen Ritter, der, wenn er nach Hofe kam, allezeit sein dunkles Auge so schüchtern zu ihr aufschlug, als fürchte er, dem brennenden Strahle ihres Blickes nicht widerstehen zu können. Und das war kein anderer Mensch, als der schöne und tapfere Herr von Montfort. Den ließ sie kommen und trug ihm die Sache vor und sagte, daß wenn ihm je von einer ihres Geschlechts ein Heil oder eine Gunst widerfahren sei, er sich um dieser willen auch ihrer annehmen und mit dem Boshaften kämpfen möchte, welcher sie bei ihrem Gemahle verklaget. Sie fügte viel glimpflicher, schöner und guter Worte mit der Bemerkung bei, daß ja die Deutschen im Frauendienste rühmlich bekannt wären. Hierauf gewährte der fromme, ritterliche Graf der Königin ihre Bitte, so daß sie ihr Trauern aufgab und ihr Herz wieder der Freude öffnete.

Und weil die Guld der hohen Frau ihm großen Muth verlieh, so bat der Ritter, daß sie ihm noch eine Frage verstaten möge. Sie that solches auch. Mit großer Schüchternheit unterfing er sich hierauf der Frage: ob sie wirklich der That schuldig, deren ihr Widersacher sie angeklagt habe. Nun wendete sie die Augen zur Erde, und statt aller Antwort mußte ihm die Thräne dienen, welche ihr an der Wimper hing.

„Wohlan denn, edle Frau,“ sprach er tiefgerührt von dem neuen Glanze, worin ihre Schönheit und Scham und Reue sie versetzten, „rechne auf mich, ich werde den Kampf für eure Ehre nicht von mir weisen.“ Und als der Graf von Montfort seinen Entschluß hiezu kund gethan hatte, so wurde der Kampf, auf des Königs Befehl, ausgerufen und angeschlagen. Da aber der Ritter in den Kreis kam, und sein Gegner trotzig ihm gegenüber stand, befiel ihn ein gewaltiges Zagen bei dem Gedanken, daß die Königin nicht rein war von der Schuld, deren sie bezüchtigt worden, und daß sein Kampf daher ein frevelhaftes Beginnen sei. Doch kaum hatte er sich zur Seite gezogen, so rannte der Widersacher auf ihn zu und hieß ihn einen Feigen, sagte, daß es ihn nach einem Streite gelüftet,

dem er sich nun nicht gewachsen fühle, und wollte ihn sogleich als ehrlos aus den Schranken geworfen wissen. Hierauf aber ermannte sich der Graf mit einem Male. „Dein Leben allein kann den Flecken tilgen, den Du hiermit meiner Ehre beizubringen denkst!“ sprach er und drang voll Ingrimm auf den Ritter ein, und nach kurzem Kampfe mit dem sehr tapfern Gegner, warf er ihn nieder, stellte das Knie auf dessen Brust und versetzte ihm den Todesstoß.

Deß war die Königin hoch erfreut und sagte dem Grafen von Montfort, welche Gnade er sich auch ausbitten möge von ihr, sie solle ihm nicht entstehen. Aber der Graf antwortete: „Gerne sei von mir die Annahme solches Erbietens. Nicht um zeitliches Gut habe ich gestritten mit Euerm Widersacher, es geschah einzig, um ihn zu strafen für seine Rachgier und um unserer lieben Frau und aller Frauen Ehre willen. Doch habet Ihr, wie ich glaube, das Tuch, worin der heilige Leichnam unseres Herrn Jesus Christ gelegt worden, um dieses allein bitte ich Ew. königliche Gnaden.“

Das erhielt er auch von ihr mit großen Ehren und der Verheißung, seine gnädige Frau zu sein. Das Tuch aber führte er mit sich, wohin er zog, dann kam er an des Herzogen Hof von Saffoy, da ist es geblieben.

Und der Preis seiner ritterlichen That und der Ruhm aller Deutschen erscholl mächtig an dem Hofe der Königin, deren Retter er gewesen war, wenn auch Niemand, als sie, sich die Anwandlung von Muthlosigkeit desselben Mannes erklären konnte, dessen Tapferkeit nachher in so herrlichem Glanze hervortrat. Die schöne Königin aber that zum Danke für die Rettung von Schmach und Tod im Stillen das Gelübde, um der Tugend ihres Retters würdig zu werden, ihre Frauenehre fortan immerdar zu bewahren. Und sie soll es gehalten haben, bis an ihr seliges Ende. —

F. Laun.

## Correspondenz - Nachrichten.

Aus Wien im September.

(Fortsetzung.)

Einen sehr angenehmen Eindruck macht auf den Fremden die Liberalität, mit welcher hier alle Sehenswürdigkeiten gezeigt werden. Die Sammlungen, Museen, Kabinette aller Art sind an bestimmten Tagen, und mehrmals in der Woche, durchaus gratis zu sehen, und wenn ein Fremder außer diesen Tagen und Stunden sie zu sehen wünscht, so sind Billets sehr leicht zu erhalten und kosten ebenfalls nichts. Höchst interessant ist die in dem Schlosse Belvedere aufgestellte Ambraser Sammlung, welche aus dem Schlosse Ambras in Tyrol hierher gebracht wurde, durch ihre zahlreichen historischen Denkmäler, worunter besonders die Rüstungen und Waffen berühmter oder bekannter historischer Personen zu nennen sind, und es ist nur zu bedauern, daß die Beschreibung der Sammlung, die am Eingange für einen geringen Betrag zu haben ist, nicht mit den aufgestellten Nummern übereinstimmt, oder doch viele derselben ausläßt, so daß man den gewünschten Aufschluß über einzelne Gegenstände, die besonders in die Augen springen, vergebens darin sucht. Der Alterthums- und Kunstfreund findet hier reichen Stoff zum Schauen. — Einzig in seiner Art ist unbedingt das sogenannte Josephinum, ein anatomisches Cabinet in welchem alle Theile des menschlichen Körpers so täuschend in Wachs bossirt sind, daß man sie für wirkliche anatomische Präparate halten müßte, wären sie in Spiritus gesetzt. — Großartig ist das kaiserliche Zeughaus, obgleich — wenigstens in den obern Räumen — mehr ein militärisches Maritänkabinet als ein Waffenmagazin, denn was hier an Waffen aufgehäuft ist, dürfte durchweg für den Krieg unbrauchbar sein. Auch hier sind wieder viele historische Denkwürdigkeiten zu sehen, worunter die ältesten und deshalb auch merkwürdigsten: ein Hut Gottfrieds von Bouillon und zwei große Fahnen aus dem ersten Kreuzzuge. — Auch das Koller, welches Gustav Adolph in der Lützener Schlacht getragen, und in welchem die Löcher der zwei Kugeln sind, die eine me-

chelmörderische und in ewige Nacht gefüllte Hand auf ihn abfeuerte, befindet sich hier, eine um so größere Merkwürdigkeit, weil dadurch erwiesen ist, daß Gustav in jener Schlacht zwei Koller trug, denn auch auf der Bibliothek zu Weimar wird eins aufbewahrt, das eben so wie dieses, als das ächte vorgezeigt wird. — Gestört wird der Genuß dieser schönen Sammlung bei den öffentlichen Besuchen durch das Drängen der Zuschauer, die beständig dicht auf einen Trupp zusammengetrieben werden, selbst wenn sie keine Lust haben, die Erklärungen mit anzuhören, die meistens keinen Schuß Pulver werth sind, obgleich sie von der großen Artillerie herrühren.

Eine Erscheinung, die dem Fremden auffallen muß, sind die vielen Maulkörbe, die man hier auf den Straßen sieht. — an den Hundten nämlich, denn andere vielleicht werden nur unsichtbar aufgelegt. Diese Einrichtung, welche offenbar bezweckt, Unglücksfälle durch Hundebisse oder bissige Hunde zu verhüten, scheint auf den ersten Blick so zweckmäßig zu sein, daß sie auch an andern Orten nachgeahmt zu werden verdiente; freilich aber müßte dies mit mehr Nachdruck geschehen, wie hier, denn so wird die Sache zu nicht vielmehr, als einer schönen Spiegelfechtere. Man sollte nämlich meinen, die Wiener Hunde bissen nach sieben Uhr Abends nicht mehr, und wären so fromm, daß sie den ganzen Sonntag hindurch dazu gar keine Neigung dazu verspürten, denn Abends so wie den ganzen Sonntag, sieht man viele Hunde ohne Maulkorb laufen; der Grund davon ist aber, weil nur an den Wochentagen der Scharfrichter die Straßen durchzieht, um die maulkorblosen Hunde zu fangen, die dann, selbst wenn es ganz harmlose, handlange Schooßhündchen sind, an eben dem Abend erschlagen werden müssen, denn es ist nicht eben so wie an andern Orten, bei der analogen Vorschrift der Hundezichen, dem Eigenthümer gestattet, seinen Hund gegen Erlegung einer Strafe loszukaufen. — Aber selbst vor den Bissen solcher Hunde die mit Maulkörben herumlaufen, ist man bei der Art und Weise, wie auf die Befolgung der Vorschrift geachtet wird, nicht immer gesichert, denn viele dieser Bisabwehrungsmaschinen sind nur eine optische Täuschung, indem die Hunde zwischen den Stäben derselben hindurch ganz gut fressen, also logischer Wahrscheinlichkeit nach auch eben so gut beißen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

Der Herold. Unter diesem Titel erscheint seit dem 1. October im Verlag von Mayer und Wigand in Leipzig eine Wochenschrift für Politik, Literatur und öffentliches Gerichtsverfahren. Die politische Partie wird

vorzüglich selbständige leitende Artikel über die Tagesfragen bringen und damit ein Resumé der Zeitungsliteratur, eine Kritik der Tagespresse verbinden; für das öffentliche Gerichtsverfahren soll durch Mitthei-

lung verhandelter, besonders strafrechtlicher Fälle aus denjenigen deutschen Ländern gewirkt werden, wo bereits Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen eingeführt ist. Die Redaction dieser Wochenschrift in der Hand des Dr. Carl Biedermann in Leipzig läßt nach dem Vorgange der „deutschen Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben“ Tüchtiges erwarten, so daß wir diesen neuen Versuch zu einem Aufschwunge des deutschen Journalismus mit eben so großer Freude begrüßen, als wir der Wochenschrift ein zähes Leben in den ihr unausbleiblich bevorstehenden Kämpfen wünschen.

26.

„Auch du Brutus!“ Auch Freiligrath ist abgefallen von den Getreuen. In der Vorrede zu seinen neuesten Gedichten, die er sein „Glaubensbekenntniß“ nennt, schlägt er sich offen und ohne Rückhalt zur Oppositionspartei, da ihm sein Vertrauen, sein Glaube an die neue freie Zeit gelogen hat, und verzichtet auf seine Pension. Er ist durch eine harte Schule gegangen, aber wir hoffen darum, daß seine jetzige Parteinahme so fest sei, als er sie offen und ehrlich ausspricht; möge es ihm gelingen, den Flecken, mit dem er seinen Dichterruhm und sich als Mensch beschmutzte, wegzuwaschen. Aber Geibel, aber die Berliner Literarische?!

Wutschitsch und Petroniewitsch, die beiden serbischen Primaten, sind aus ihrer Verbannung zurückgekehrt und von Fürst und Volk mit Jubel aufgenommen worden. Fortwährend von der Milosch-russischen Partei verfolgt, wurden sie um ihrer patriotischen Verdienste vom Divan hoch geehrt. Der Erste erklärte sich offen gegen Milosch, als dieser in türkischem Solde die Köpfe seiner früheren Waffengefährten den Pascha's abtieferte, und blieb dem Fürsten, als dessen Kriegsminister, stets ein Gegenstand der Furcht und des Hasses. Um sich gegen Meuchelmord zu schützen, ging er stets völlig gewaffnet und erwiederte dem ärgerlich spöttelnden Milosch lächelnd: „Ich bin etwas furchtsamer Natur.“ Awram Petroniewitsch war ebenfalls Minister, erwarb für Serbien die Milosch beschränkende Charte, und als dieser abermals in den gewohnten Despotismus zurückfiel, stürzten er und sein Freund Wutschitsch, als Häupter der Nationalpartei, den Tyrannen vom Throne und wurden dafür durch russische Intriguen nach Konstantinopel vertrieben. Ihre Rückkehr vermehrt die Niederlagen der russischen Diplomatie im Jahre 1844 noch um eine.

42.

Medaille auf die dritte Secularfeier der Universität zu Königsberg in Preußen. Diese Medaille, welche auf Bestellung der Königsberger Universität in der Berliner Medaillen-Münze von G. Loos angefertigt wurde, zeigt im Averse die Bildnisse des Herzogs Albrecht, des Stifters der Universität, und des regierenden Königs von Preußen, über ihnen der preussische Adler, unter ihnen ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: Academia Albertina, ruhend auf den Rectorsceptern, und um den innern Rand zieht sich die Rectorkette. Als Umschrift finden wir: Albertus dux conditor, d. 27. Aug. 1544. — Frideric. Guil. IV. Rex Altor. 1844. Auf dem Reverse befindet sich in der Mitte, umschlossen von einem viereckigen Rahmen, der Dom zu Königsberg, oberhalb so wie an beiden Seiten desselben in kleinen Schildern die Namen: G. Sabinus, S. Dach, J. Kant, — als Repräsentanten der verflossenen drei Jahrhunderte der Hochschule, und unten erblickt man das Wappen des Kneiphofes, als desjenigen Stadttheils, in welchem die Albertina sich befindet. Die Stempel, von H. Lorenz und H. G. Schilling ausgeführt, zeichnen sich durch geschmackvolle Anordnung und saubern, klaren Schnitt — die ganze Medaille durch scharfe Prägung vortheilhaft aus. Sie ist ein abermaliger rühmlicher Beweis für die längst durch ähnliche Arbeiten errungene Meisterhaftigkeit der Leistungen dieser Anstalt, welche mit jeder andern des In- und Auslandes einen Wettkampf ehrenvoll zu bestehen vermag.

Seydelmann's Biographie. Endlich hat sich für eine solche die geeignete Persönlichkeit gefunden. Der Professor H. Th. Rötcher in Bromberg, durch seine „Kunst der dramatischen Darstellung“, wie den vor nicht gar langer Zeit erschienenen „Cycelus dramatischer Charaktere“ als geist- und kenntnißreicher Schriftsteller auch auf dramaturgischem Gebiete bekannt, hat es übernommen, den Nachlaß und die Briefe des gefeierten Mimens zu einer authentischen „Darstellung seines Lebens und Wirkens“ zu verarbeiten, von welcher wir unter solchen Umständen eine wahre, belehrende Künstlerbiographie zu erwarten haben. Hoffentlich wird Hrn. R.'s Bitte um Unterstützung durch Ueberlassung der Briefe und sonstigen Manuscripte Seydelmann's, welche sich noch in den verschiedensten Händen befinden, baldige und vollständige Gewährung finden.

18.

J. S.

Druck von Carl Kammig  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.